

# Das Geheimnis des fünften Evangeliums

Warum die Bibel nur die halbe Wahrheit sagt

Bearbeitet von  
Elaine Pagels, Kurt Neff

1. Auflage 2006. Taschenbuch. 240 S. Paperback  
ISBN 978 3 423 34333 6  
Format (B x L): 13,5 x 21 cm

[Weitere Fachgebiete > Religion > Bibelwissenschaften > Apokryphen,  
Pseudepigraphen](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

dtv

Wie lautete die Botschaft von Jesus wirklich? Wie hätte sich das Christentum entwickeln können, wenn sich »die andere Seite« durchgesetzt hätte? Diesen Fragen geht Elaine Pagels in diesem so lehrreichen wie spannenden Buch nach. Unter den frühchristlichen Schriften, die 1945 in der Nähe der ägyptischen Stadt Nag Hammadi gefunden worden sind, war auch das Thomasevangelium. Dieses Evangelium ist den bekannten vier Evangelien sehr ähnlich und wahrscheinlich noch früher als sie entstanden. Die geheimen Jesusworte, die es überliefert, weisen aber in eine radikal andere, eine mystische, geradezu buddhistisch anmutende Richtung. Wie ist dieses Evangelium entstanden? Warum wurde es nicht ins Neue Testament aufgenommen? Und kann es für uns heute noch von Bedeutung sein? Elaine Pagels bietet nicht nur überraschende Einblicke in ein nahezu zwei Jahrtausende lang verschollenes Evangelium, ihr glänzend geschriebenes Buch ist auch ein sehr persönliches Plädoyer für ein Christentum, das sich auf seine ursprüngliche Weite und Vielfalt besinnt.

*Elaine Pagels*, Professorin für Religionswissenschaft an der Princeton University, ist als Expertin für die Funde von Nag Hammadi und die Geschichte des frühen Christentums international renommiert. Für ihr bahnbrechendes Buch über die gnostischen Evangelien, ›Versuchung durch Erkenntnis‹ (1981), wurde sie vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem ›National Book Award‹ und dem ›National Book Critics Circle Award‹.

Elaine Pagels  
Das Geheimnis  
des fünften  
Evangeliums

Warum die Bibel nur die  
halbe Wahrheit sagt

*Aus dem Englischen von Kurt Neff  
Mit dem Text des Thomasevangeliums*

Deutscher Taschenbuch Verlag

Der Abdruck der deutschen Übersetzung des Evangeliums nach  
Thomas erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Deutschen  
Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Ungekürzte Ausgabe

August 2006

3. Auflage Juli 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 2003 Elaine Pagels

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Beyond Belief. The Secret Gospel of Thomas

© der deutschsprachigen Ausgabe: 2004 Verlag C. H. Beck oHG,

München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Mumienportrait (2. Jh., Ägypten), akg-images

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Trump Mediäval

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34333-6

*Für Kent, in Liebe*

«Eine unsichtbare Welt gibt es wirklich,  
und wir sind mittendrin.»

*Bill Viola, Videokünstler*

# Inhalt

Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe

*Seite 8*

1. Vom frühchristlichen Liebesmahl zum  
Glaubensbekenntnis von Nicäa

*Seite 9*

2. Evangelien im Widerstreit:  
Johannes und Thomas

*Seite 36*

3. Wort Gottes oder Menschenworte?

*Seite 80*

4. Der Kanon der Wahrheit und der  
Sieg des Johannes

*Seite 118*

5. Kaiser Konstantin und die Geburt der  
katholischen Kirche

*Seite 146*

Danksagung 188

Das Evangelium nach Thomas 192

Abkürzungen 208

Anmerkungen 209

Personenregister 237

## Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe

Ich bitte die Leser zu beachten, daß der Titel der deutschen Ausgabe deutlich vom englischen Originaltitel «Beyond Belief. The Secret Gospel of Thomas» abweicht. «Beyond Belief» läßt sich nicht gut ins Deutsche übersetzen; es bedeutet eher «jenseits des Glaubensbekenntnisses» als «jenseits des (persönlichen) Glaubens», was auf Englisch «beyond faith» heißen müßte. Darüber hinaus heißt «beyond belief» aber auch so viel wie «nicht zu glauben» oder «unglaublich». Daher habe ich mich mit dem vom Verlag vorgeschlagenen Titel einverstanden erklärt, möchte dazu aber folgendes klarstellen: Erstens betrachte ich das Thomasevangelium nicht einfach als ein «fünftes Evangelium», das in einer Reihe mit den kanonischen Evangelien steht, da es anders als diese nicht für die öffentliche Lesung im Gottesdienst bestimmt war. Zweitens sollte auch der Untertitel *cum grano salis* verstanden werden. Er soll lediglich zum Ausdruck bringen, daß die kirchliche Tradition aus Gründen, denen ich in diesem Buch nahegehe, christliche Quellen wie das Thomasevangelium übergangen oder unterdrückt hat.

*Princeton University, im Juli 2004*

*Elaine H. Pagels,  
Harrington Spear Paine Professor of Religion*

## Vom frühchristlichen Liebesmahl zum Glaubensbekenntnis von Nicäa

Weil mich an jenem klaren Sonntagmorgen im Februar auf den New Yorker Straßen fröstelte in meinem T-Shirt und den Runningshorts, trat ich in die Church of the Heavenly Rest, die «Kirche ‚Zur himmlischen Ruhe‘», um zwischen den Mauern der überwölbten Vorhalle Atem zu schöpfen und mich aufzuwärmen. Seit langem das erstmal wieder in einer Kirche, war ich jetzt verblüfft über meine Reaktion auf den gerade stattfindenden Gottesdienst – den aus der Gemeinde aufsteigenden Chorgesang und die Pfarrerin in ihrem golden und weiß leuchtenden Ornat, die mit klarer, kräftiger Stimme vorbetete. Während ich dem als stumme Augen- und Ohrenzeugin beiwohnte, ging mir durch den Kopf: Hier ist eine Familie, die dem Tod die Stirn zu bieten weiß.

An diesem Morgen hatte ich mich in aller Frühe, während mein Mann und unser zweieinhalbjähriger Sohn noch schliefen, zum Laufen aufgemacht. Die ganze Nacht über hatte ich in Furcht und Sorge wach gelegen. Zwei Tage zuvor hatte im Kinderkrankenhaus des Columbia Presbyterian Medical Center ein Ärzteteam unseren Sohn Mark eineinhalb Jahre nach erfolgreicher Operation am offenen Herzen einer routinemäßigen Kontrolluntersuchung unterzogen. Mit Erschrecken stellten die Mediziner Anzeichen eines seltenen Lungenleidens fest. Den Befunden nicht trauend, setzten sie die Untersuchung noch einen halben Tag lang fort, ehe sie uns schließlich zum Gespräch baten, um uns mitzuteilen, daß Mark an pulmonaler Hypertonie litt, einer Erkrankung, so sagten sie, mit unabwendbarem tödlichen Ausgang. Wieviel Zeit noch? wollte ich wissen. «Können wir nicht sagen. Ein paar Monate, ein paar Jahre.»

Am nächsten Tag redete ein MedizinerTEAM uns zu, wir sollten einer Lungenbiopsie, einem schmerzhaften invasiven Verfahren, zustimmen. Inwiefern würde ihm das helfen? Helfen könne es ihm nicht, erklärte man uns, aber mit der Prozedur könne man feststellen, wie weit die Erkrankung fortgeschritten war. Mark war nach der Anstrengung vom Vortag am Ende seiner Kräfte. Ich trug ihn auf dem Arm und spürte: Wenn jetzt noch mehr maskierte Unbekannte in einem Operationssaal Nadeln in ihn hineinstächen, könnte das eine im buchstäblichen Sinne Herz-zerreißende Wirkung auf ihn haben und für ihn den Tod bedeuten. Wir lehnten die Biopsie ab, sammelten Marks Decke, seine Kleider und seine Peter-Rabbit-Puppe ein und brachten ihn nach Hause.

An meinem Standort im Hintergrund des Kirchenraums erkannte ich betroffen, daß ich es brauchte, hier zu sein. Hier, wo Weinen möglich war, ohne daß die Tränen zwangsläufig ein Kind belasteten; hier, wo sich Menschen unterschiedlichster Herkunft und Prägung versammelt hatten, um zu singen und die Messe zu feiern, sich alltägliche Bedrängnisse einzugestehen und mit dem fertigzuwerden, was unserer Macht entzogen ist und unser Vorstellungsvermögen übersteigt. Indes sprach die Feier, die da im Gange war, zugleich von Hoffnung, und vielleicht war es das, was die geisterhafte Gegenwart des Todes erträglich machte. Bisher hatte ich nur abwehren können, was ich am Vortag gehört und empfunden hatte.

Ich bin oft in diese Kirche zurückgekehrt, nicht auf der Suche nach Glauben, sondern weil nahe dem kultischen Geschehen und der versammelten Gemeinde – wie auch in einer kleineren Gruppe, die an Werktagen im Untergeschoß des Kirchengebäudes zu gegenseitiger Ermutigung zusammenkam – meine Abwehr schwand und Stürmen des Kammers und der Hoffnung Platz machte. In dieser Kirche habe ich mir neue Energie geholt, hier habe ich den Entschluß gefaßt und immer wieder bekräftigt, allem, was noch vor uns liegen mochte, in einer für Mark und für uns andere möglichst konstruktiven Weise zu begegnen.

Wenn jemand zu mir sagte: «Ihr Glaube muß eine große Hilfe für Sie sein», fragte ich mich jedesmal: Was soll das heißen? Was ist Glaube? Gewiß nicht die simple Bejahung des Katalogs von «Glau-

bensartikeln», den die Kirchgänger dort allwöchentlich rezitierten («Wir glauben an den einen Gott, den Vater, den Allmächtigen, der alles geschaffen hat, Himmel und Erde ...») – altüberkommene Formeln, die sich für mich so seltsam anhörten wie die kaum verständlichen Signale von der Wasseroberfläche her für jemanden auf dem Meeresgrund. Solche Glaubensbekenntnisse, so schien mir deshalb, hatten wenig mit den inneren Erfahrungen dieser oder jener Art zu tun, die wir miteinander, mit uns selbst und – wie ebenfalls behauptet wurde – mit unsichtbaren Wesen machten. Ich war mir lebhaft bewußt, daß Not und Sehnsucht unsere Zusammenkünfte motivierten, dennoch wagte ich bisweilen zu hoffen, daß eine solche Gemeinschaft uns umzuwandeln vermag.

Ich bin Religionshistorikerin, darum lag es nahe, daß mich im Laufe meiner Besuche in jener Kirche die Frage zu interessieren begann, wann und wie Christsein praktisch gleichbedeutend mit der Zustimmung zu einem ganz bestimmten Katalog von Glaubensartikeln wurde. Das Christentum hatte, wie ich aus dem Studium einschlägiger Geschichtswerke wußte, brutale Verfolgung überstanden und eine über Generationen, ja über Jahrhunderte sich erstreckende Erfolgsgeschichte durchlaufen, *bevor* Christen die Inhalte ihres Glaubens in fest formulierte «Symbole» (griech. *symbolon*, lat. *symbolum*), d. h. Bekenntnisse faßten. An urkundlichen Spuren der Anfänge dieses Wechsels von verstreuten Gruppierungen zu einer Gemeinschaft von monolithischer Einheit ist wenig auf uns gekommen. Obschon der Apostel Paulus etwa zwanzig Jahre nach Jesu Tod von dem «Evangelium» sprach, welches, wie er sagt, «ich auch empfangen habe» («daß Christus für unsere Sünden gestorben ist nach den Schriften; und daß er begraben wurde und daß er auferweckt worden ist am dritten Tag nach den Schriften»<sup>1</sup>), könnte es noch länger als ein Jahrhundert gedauert haben, bis Christen – vielleicht in Rom – den Zusammenhalt ihrer Gemeinde dadurch zu kräftigen suchten, daß sie ein formelles Glaubensbekenntnis in den Ritus aufnahmen.<sup>2</sup> Möglicherweise wollten sie so die Zumutungen eines Mitchristen namens Marcion abwehren, den sie als falschen Lehrer betrachteten. Doch erst nachdem sich im vierten Jahrhundert der römische Kaiser Konstantin selbst zu dem neuen

Glauben bekehrt – oder ihn zumindest vom Stigma des Verbrecherischen befreit – hatte, traten christliche Bischöfe auf Geheiß des Kaisers in der bithynischen Stadt Nicäa unweit von Byzanz (heute Iznik im türkischen Nordwestanatolien) zu einer Synode zusammen, auf der sie ein für die gesamte Christenheit verbindliches Bekenntnis, das sogenannte *Symbolum Nicaenum* (Nicänisches Symbol), beschlossen, das bis heute für viele Christen die Quintessenz ihres Glaubens definiert.

Aus meinen Begegnungen mit Menschen sowohl auf der Hauptebene wie im Untergeschoß jener Kirche – Gläubigen, Agnostikern und Suchenden (aber auch mit Menschen, die keiner Kirche angehören) – weiß ich indessen auch, daß die Substanz der religiösen Erfahrung sehr viel mehr einschließt als das, woran wir glauben (oder nicht glauben). Was *ist* Christentum, und was ist Religion, fragte ich mich. Und warum ist die christliche Religion für so viele von uns, einerlei ob wir Mitglieder einer Kirche sind oder nicht, und aller Kritik zum Trotz, die wir an Einzelheiten der Lehre und des Brauchtums vielleicht meinen üben zu müssen, noch immer ein Gegenstand höchsten Interesses? Was lieben wir an der christlichen Tradition – und was an ihr *können wir nicht* lieben?

Von Anbeginn waren Außenstehende, die, wie ich an jenem Februarmorgen, mit einer christlichen Gemeinde in Berührung kamen, angetan von dem Bild eines Kreises von Menschen, der durch die Kraft der Spiritualität zu einer großen Familie zusammengeschweißt war. Viele müssen wie ich in großer Bedrückung dazu gestoßen sein; manche kamen mittellos. Kranke, die im alten Rom einen Tempel des Äskulap, des Gottes der Heilkunde, aufsuchten, um sich bei den Priestern Rat zu Kräutern, körperlichen Übungen, Bädern und Arzneien zu holen, waren sich im klaren darüber, daß sie diesen Dienst bezahlen mußten. Mit den Priestern konnten Besucher auch eine «Inkubation» – ein dem Heilschlaf dienendes Übernachten im Tempelbezirk – aushandeln, wo der Gott, so wurde berichtet, den Bittstellern im Traum erschien, um ihnen die Genesung anzukündigen. Wer die Einweihung in die Mysterien der ägyptischen Göttin Isis suchte, um so ihren Schutz und Segen diesseits und das ewige Leben jenseits des Grabes zu erlangen, hatte für die Initia-

tion gleichfalls einen erklecklichen Obolus zu entrichten, und weitere Kosten fielen für das Ritualgewand sowie für die Opfergaben und -geräte an.

Irenäus, im zweiten Jahrhundert Haupt einer bedeutenden Christengemeinde in der römischen Provinz Gallia Lugdunensis, schreibt, daß zu den Versammlungen der Christen viele Aspiranten gekommen seien, weil sie auf Wunder hofften, und manche hätten auch welche erlebt: Wir «treiben wahrhaft und bestimmt Geister aus (mit anderen Worten: wir neutralisieren destruktive Energien, die psychische Labilität und quälende Gefühle verursachen), andere legen den Kranken die Hände auf und machen sie gesund». Dafür nahmen die Christen kein Geld, obschon Irenäus der Heilkraft des Geistes keine Grenzen gesetzt sah: «Ja sogar Tote sind auferstanden ... und lebten unter uns noch etliche Jahre.»<sup>3</sup>

Auch ohne Wunder konnten die «Mühseligen und Beladenen» sofort zu handfester Hilfe kommen, und das fast überall im Römischen Reich, dessen Großstädte – Alexandria in Ägypten, Antiochia in Kleinasien, Karthago in Nordafrika und auch Rom selbst – damals wie heute von Menschen aus der gesamten bekannten Welt überlaufen waren. Vielfach suchten sich die Bewohner der riesigen Elendssiedlungen rings um jede dieser Städte mit Betteln, Prostitution oder Diebstahl über Wasser zu halten. Doch im Gegensatz zu den Zirkeln und Sozietäten, die Beiträge und Gebühren erhoben, um mit diesen Geldern «Schmausereien und Trinkgelage und nutzlose Freßwirtschaften» ihrer Mitglieder zu finanzieren – schreibt Tertullian, ein christlicher Apologet und Polemiker des zweiten Jahrhunderts –, zahlten die Christen freiwillig in einen Fonds zur Rettung von elternlosen oder auf Straßen und Müllplätzen ausgesetzten Kindern ein. Christengemeinden kümmerten sich außerdem mit Eßwaren, Arzneimitteln und menschlicher Zuwendung um Zwangsarbeiter in Bergwerken, Verbannte und Häftlinge. Manche Christen kauften sogar Särge und hoben Gräber aus, um die Armen und Verbrecher beizusetzen, deren Leichname andernfalls außerhalb der Stadtmauern unbeerdigt liegen geblieben wären. Wie Irenäus unterstrich der nordafrikanische Konvertit Tertullian:

Es ist keine göttliche Gabe um Geld feil. Und wenn auch eine Art von Kasse vorhanden ist, so wird sie nicht etwa durch eine Aufnahmegebühr, was eine Art von Verkauf der Religion wäre, gebildet, sondern jeder einzelne steuert eine mäßige Gabe bei an einem bestimmten Tage des Monats, oder wann er will, wofern er nur will und kann. Denn niemand wird dazu genötigt, sondern jeder gibt freiwillig seinen Beitrag.<sup>4</sup>

Solche Großzügigkeit, mit der man für gewöhnlich nur bei nahen Verwandten rechnen konnte, führte den Christengemeinden Taufbewerber in Scharen zu, die sich auch von dem Risiko, das sie auf sich nahmen, nicht abschrecken ließen. Der Soziologe Rodney Stark erwähnt, daß kurz vor dem Zeitraum, in den die schriftstellerische Tätigkeit des Irenäus fiel, quer durch das ganze Römische Reich von Kleinasien bis Italien und Gallien eine Pestepidemie in großen und kleinen Städten gewütet hatte.<sup>5</sup> Die übliche Reaktion auf jemanden, der von Pusteln und Karbunkeln befallen war, ob Familienmitglied oder nicht, bestand darin, das Weite zu suchen, denn fast jeder, der sich infizierte, starb eines qualvollen Todes. Nach Schätzungen von Epidemiologen fiel der Seuche ein Drittel bis zur Hälfte der Bevölkerung des Imperiums zum Opfer. Die Ärzte der Zeit waren selbstverständlich machtlos gegen die Krankheit und ergriffen selber die Flucht vor dem tödlichen Erreger. Galen, neben Hippokrates der bedeutendste Mediziner der Antike, Leibarzt der Kaiser Mark Aurel, Commodus und Septimius Severus, überlebte die von späteren Generationen so genannte «Pest der Antoninen», indem er sich in seine griechische Geburtsstadt Pergamon flüchtete und dort blieb, bis die Epidemie vorüber war.

Manche Christen waren jedoch überzeugt, daß Gott in seiner Macht ihnen helfen werde, zu heilen oder zumindest Leiden zu lindern. Sie schockierten ihre heidnischen Mitbürger, indem sie blieben, um die Kranken und Sterbenden zu pflegen, gestärkt durch den Glauben, daß es ihnen, sollten sie selber sterben, gegeben war, den Tod zu überwinden. Selbst Galen war beeindruckt:

(Denn) die Todesverachtung der Menschen, die sich Christen nennen, ist für uns jeden Tag mit Händen zu greifen, so auch ihre Selbstbeherrschung in geschlechtlichen Dingen. ... Auch zählen sie Menschen zu

den Ihren, die in ihrer Selbstdisziplin ... beim Essen und Trinken und in ihrem ausgeprägten Gerechtigkeitsinn wahren Philosophen durchaus nicht nachstehen.<sup>6</sup>

Warum taten Christen so außergewöhnliche Dinge? Sie selbst antworteten darauf dahingehend, daß ihre Kraft der Begegnung mit göttlicher Macht entstamme – allerdings war dies eine ganz andere Macht als die der Götter, deren Tempel sich an den Straßen der großen Städte drängten und deren Bildnisse die Theater und öffentlichen Bäder schmückten. Jupiter und Diana, Isis und Mithras forderten von ihren Verehrern Beweise ihrer Ergebenheit in Form von Libationen und Opfergaben sowie von Geldzuwendungen an die Priesterschaft ihrer Tempel. Bei solchen Göttern setzte man als selbstverständlich voraus, daß sie nicht anders als die Menschen aus Eigennutz handelten. Juden und Christen glaubten jedoch, daß ihr Gott, der die Menschheit erschaffen habe, das Menschengeschlecht wirklich und wahrhaftig *liebe* und seinerseits Liebe erwecke. Eine kurzgefaßte Formulierung der jüdischen Lehre gab Jesus in den Worten: «Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Verstand und aus deiner ganzen Kraft! (Und) du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!»<sup>7</sup> Gottes Gebot an die Menschen lautet, daß sie einander lieben und einander mit tätiger Hilfe beistehen sollen – auch und gerade den ärmsten unter ihnen.

Glaubensüberzeugungen dieser Art wurden in der Praxis zur Grundlage einer radikal neuen Sozialstruktur. Rodney Stark empfiehlt uns, den folgenden Abschnitt des Matthäusevangeliums so zu lesen, «als wäre es das erste Mal», damit wir die geistige Wucht dieser neuen Morallehre in gleicher Weise empfinden, wie die ersten Anhänger Jesu und ihre heidnische Umwelt sie empfunden haben müssen:<sup>8</sup>

Denn mich hungerte, und ihr gabt mir zu essen; mich dürstete, und ihr gabt mir zu trinken; ich war Fremdling, und ihr nahmt mich auf; nackt, und ihr bekleidetet mich; ich war krank, und ihr besuchtet mich; ich war im Gefängnis, und ihr kamt zu mir. ... Wahrlich, ich sage

euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, habt ihr mir getan.<sup>9</sup>

Die Befolgung dieser Lehren dürfte kaum allgemeine Praxis gewesen sein, doch hören wir von Tertullian, daß Mitglieder der «eigentümlichen christlichen Genossenschaft», wie er sie nennt, sie oft genug in die Tat umsetzten, um das Interesse der Öffentlichkeit auf den Sachverhalt zu ziehen: «Die Ausübung dieser hohen Art von Liebe drückt uns bei gewissen Leuten einen Makel auf. ‚Siehe, sagen sie, wie sie sich untereinander lieben.›»<sup>10</sup>

Tertullian erwähnt auch, daß Außenstehende darüber spotteten, «daß wir (Christen) mit dem Namen Brüder bezeichnet werden». Zugleich jedoch setzt er in seiner Schrift *Verteidigung des Christentums* (*Apologeticum*) hinzu, daß nach dem Glauben der Angehörigen von «Gottes Geschlecht» auch die Mitglieder des Menschengeschlechts insgesamt miteinander verwandt seien. Demnach, so schreibt er, «sind wir sogar auch eure Brüder nach dem Rechte der Natur, die unsere gemeinsame Mutter ist», wobei er freilich einschränkend hinzusetzt, daß mit

viel mehr Recht ... diejenigen Brüder genannt und als solche angesehen (werden), welche Gott als ihren einen Vater erkannt, welche den einen Geist der Heiligkeit eingesogen haben, welche aus demselben Mutter-schoß der Unwissenheit sich unter Todespein zu dem einen Licht der Wahrheit durchgerungen haben.<sup>11</sup>

Mit dem Geburtsvorgang «unter Todespein» ist die *Taufe* gemeint, denn wer in «Gottes Geschlecht» aufgenommen werden wollte, mußte – symbolisch – sterben und als neuer Mensch auferstehen. Nach den Worten des Apostels Paulus stirbt das alte Selbst eines jeden, der in das Taufwasser eintaucht und darin wie in den Wassern des Todes untergeht.<sup>12</sup> Für viele Christen war dies ein mit bitteren Trennungsschmerzen verbundenes Ereignis, weil es alle familiären Bindungen zerriß und somit natürlich auch diejenigen an die Familie, in die man hineingeboren war. Tertullian schildert, wie nicht-christliche Familien die nächsten Anverwandten verstießen, wenn diese sich der illegalen Sekte der Christen anschlossen:

Der Ehemann ... verstößt seine nunmehr züchtig gewordene Gattin, der früher so geduldige Vater enterbt einen nunmehr gehorsamen Sohn, der früher so nachsichtige Herr verweist den nun treu gewordenen Sklaven von seinem Angesicht. Sobald sich jemand unter dieser Bezeichnung (Christ) bessert, erregt er gewaltig Anstoß. So hohen Wert hat kein Gut – es wird aufgewogen durch den Haß gegen die Christen.<sup>13</sup>

Warum «erregt er gewaltig Anstoß»? Weil die Konvertiten in den Augen ihrer Verwandten einer Kultgemeinde von Verbrechern beitraten – ein Entschluß, der für den einzelnen Konvertiten dem Selbstmord gleichkommen und für seine Familie den Ruin bedeuten konnte. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus, der die Christen als Anhänger eines «unheilvollen Aberglaubens» verachtete, hätte wahrscheinlich bestätigt, daß Tertullian die öffentliche Meinung wiedergab, als er schrieb, für Außenstehende mache die Konversion den Neophyten zu einem «Feind der Götter, Kaiser, Gesetze, Sitten», kurz von allem, was dem vaterlandsliebenden und frommen Römer heilig war.<sup>14</sup> Tertullian wußte, was in seiner nordafrikanischen Heimatstadt Karthago im Sommer des Jahres 203 geschehen war, nachdem die aus aristokratischer Familie stammende zweiundzwanzigjährige Vibia Perpetua, erst seit kurzem verheiratet und Mutter eines Sohnes im Säuglingsalter, sich zusammen mit vier anderen jungen Leuten, von denen mindestens zwei Sklaven waren, hatte taufen lassen. Vom kaiserlichen Statthalter in öffentlichem Verhör befragt, ob sie Christin sei, bejahte sie. Sie wurde festgenommen, eingekerkert und dazu verurteilt, gemeinsam mit den anderen Konvertiten bei den Festspielen, die zu Ehren des Kaisers Geta an dessen bevorstehendem Geburtstag veranstaltet werden sollten, im Amphitheater von wilden Tieren zerfleischt zu werden – eine Strafe, die üblicherweise Sklaven vorbehalten war.

In ihrem Tagebuch hielt Perpetua fest, was geschah, als ihr Vater, ein ergrauter Patrizier, sie im Kerker aufsuchte:

Mein Vater in seiner Liebe hörte nicht auf, mir zuzureden, um mich zum Abfall zu bringen; da sagte ich: «Siehst du beispielsweise dieses hier liegende Gefäß, ein Krüglein oder sonst etwas?» Er antwortete: «Ich sehe es.» Darauf sagte ich: «Kann man es wohl anders nennen,

als was es ist?» Und er sagte. «Nein.» «So kann auch ich mich nicht anders nennen, als was ich bin, eine Christin.»<sup>15</sup>

Weil Perpetua lieber ihren Familiennamen als den Namen einer Christin aufgeben wollte, so heißt es in ihrem Bericht weiter, war «der Vater ... so aufgebracht, (daß) er sich auf mich (stürzte), (wie) um mir die Augen auszureißen; aber er quälte mich nur, und ging davon».<sup>16</sup> Ein paar Tage später, fährt Perpetua fort,

ging das Gerücht, wir sollten verhört werden. Es kam aber auch aus der Stadt mein Vater, ganz von Gram verzehrt; er stieg zu mir hinauf und sagte: «Tochter, erbarme dich meiner grauen Haare, erbarme dich deines Vaters, wenn du mich noch für wert hältst, dein Vater zu heißen; wenn ich dich mit diesen Händen zu solcher Blüte des Alters aufgezogen, wenn ich dich allen deinen Brüdern vorgezogen habe, so gib mich nicht dem Spotte der Menschen preis. Blicke auf deine Brüder, blicke auf deine Mutter und deine Tante, blicke auf dein Kind, das nach deinem Tode nicht wird fortleben können. Beuge deinen Sinn, richte uns nicht alle zugrunde, denn keiner von uns wird (je wieder) freimütig reden, wenn dir etwas Schlimmes zustößt.»<sup>17</sup>

Dazu merkt Perpetua an: «Das sagte er in seiner väterlichen Liebe; er küßte mir die Hände, warf sich zu meinen Füßen ... Und er ging traurig von mir hinweg.»<sup>18</sup>

Am Tag des öffentlichen Verhörs der Gefangenen durch den Statthalter erschien wiederum der Vater auf der Szene, Perpetuas Kind auf dem Arm, und beschwor sie, um Gnade zu bitten, bis er, wie Perpetua schreibt, auf Befehl des Statthalters «hinabgestoßen und auch mit der Rute geschlagen (wurde). Das Unheil meines Vaters ging mir zu Herzen, als wäre ich selbst geschlagen worden, so schmerzte mich sein unglückliches Alter.»<sup>19</sup> Allein, Perpetua zählte sich jetzt zu Gottes Geschlecht und wahrte Distanz. Am Geburtstag des Kaisers schritt sie gelassen vom Kerker ins Amphitheater («wie eine Braut Christi ...; durch den hellen Blick ihrer Augen schlug sie die Blicke aller nieder»<sup>20</sup>), um dort gemeinsam mit ihren neuen Anverwandten – unter ihnen ihre Leibsklavin Felicitas als ihre «Schwester» und ein junger Mann namens Revocatus, ebenfalls Sklave, als ihr «Bruder in Christo» – in den Tod zu gehen.

Wer sich der «eigentümlichen christlichen Genossenschaft» anschließen wollte, mußte also bereit sein, sich von seiner Familie mitsamt ihren Werten und ihrer Lebensform loszusagen. Justin der Märtyrer, auch als «der Philosoph» Justin bekannt, der sich um das Jahr 140 in Rom taufen ließ, schreibt, daß er sich mit der Zeit als jemanden zu sehen gelernt habe, der «in schlechten Sitten und üblen Grundsätzen aufgewachsen»<sup>21</sup> war, bis er zuletzt sich pervertierte Werte zu eigen machte und Dämonen als Götter verehrte. Er berichtet, wie er und andere sich von Unzucht, Zauberkünsten, Gier nach Geld und Besitz und von dem Haß auf andere ethnische Gruppen abkehrten:

Hatten wir früher an unzüchtigen Dingen Gefallen, so huldigen wir jetzt der Keuschheit allein; gaben wir uns mit Zauberkünsten ab, so haben wir uns jetzt dem guten und ungezeugten Gotte geweiht; wenn wir Geld und Besitz über alles schätzten, so stellen wir jetzt, was wir haben, in den Dienst der Allgemeinheit und teilen jedem Dürftigen davon mit; haßten und mordeten wir einander, und hielten wir mit denen, die nicht unseres Stammes sind, wegen der verschiedenen Stammesgewohnheiten nicht einmal Herdgemeinschaft, so leben wir jetzt nach Christi Erscheinen als Tischgenossen zusammen.<sup>22</sup>

Alle Katechumenen, «die sich von der Wahrheit unserer Lehren und Aussagen überzeugen lassen», setzt Justin hinzu, «versprechen, ... ihr Leben danach einzurichten».

Nach diesem «Sinneswandel» (dies ist die Bedeutung des lateinischen Wortes *paenitentia*) hinsichtlich der eigenen Vergangenheit war der Bewerber bereit für das Taufbad, das ihn von aller Befleckung reinigte. In vielen Fällen stand der Täufling am Ufer eines Flusses, wo er frierend seine Kleider ablegte, um ganz in das Wasser einzutauchen und dann naß und nackt als ein «Wiedergeborener» aufzutauchen. Und so wie jedes römische Neugeborene zu freundlichem Empfang – oder zur Ablehnung – zuerst seinem Vater präsentiert wurde, bevor es in den Schoß der Familie aufgenommen werden konnte, so wurde der Neugetaufte «Gott, dem allmächtigen Vater» präsentiert: Der Neophyt, d. h. der «neu Gepflanzte», der nicht länger seinen Vatersnamen trug, hörte nun den Täufer die Namen

des «allmächtigen Vaters», Jesu Christi und des Heiligen Geistes aussprechen. Darauf neu eingekleidet, bekam der wiedergeborene Christ ein Gemisch aus Milch und Honig, die Nahrung der Neugeborenen, gereicht und wurde anschließend zu der Gemeinde – zu «denen, die wir Brüder nennen» – geführt, um mit ihren Mitgliedern den Friedenskuß zu tauschen. Nun luden Gemeindeglieder den Neophyten ein, bei der «Eucharistie» (wörtlich «Danksagung»), der Abendmahlsfeier, Brot und Wein mit ihnen zu teilen. Die Taufe, schreibt Justin, «heißt aber ... *Erleuchtung*, weil diejenigen, die das an sich erfahren, im Geiste erleuchtet werden».<sup>23</sup> Diese einfachen, alltäglichen Verrichtungen – getragene Kleider ablegen, ein Bad nehmen, frische Kleidung anziehen, dann im Kreis der Familie Brot und Wein zu sich nehmen – waren für die Anhänger Jesu jeweils mit lebendigem, wirkungskräftigem Sinn erfüllt.

Als ich nach jahrzehntelangem Fernbleiben dann und wann wieder an Gottesdiensten teilzunehmen begann, lernte ich die Wirkungskraft des Kultus unter neuen Aspekten kennen. Ich war zumindest auf dem Papier im protestantischen Glauben aufgewachsen und hatte den Ritus für eine leere Äußerlichkeit gehalten, doch jetzt sah ich, daß er Menschen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund und unterschiedlicher Anschauungsweise zu einer in sich geschlossenen Gemeinschaft zu verbinden und ihre Energien aufzufrischen, zu bündeln und in eine Richtung zu lenken vermochte. Aber was bedeuten rituelle Akte jenseits dieser Wirkungen? Was bedeutet es, einer solchen Gemeinschaft beizutreten? Das ist nicht so leicht zu beantworten. Vielfach hat man versucht, dergleichen symbolischen Handlungen jeweils einen von allen «frühen Christen» akzeptierten einzigen, genau festgelegten Sinn zuzuschreiben; allein, die Zeugnisse aus dem ersten Jahrhundert – zumeist aus dem Neuen Testament – sprechen eine andere Sprache.<sup>24</sup> Unterschiedliche Gemeinden interpretierten den Taufakt in sehr unterschiedlicher Weise, und Gläubige, die mit dem gemeinsamen Verzehr von Brot und Wein das «Herrenmahl» feierten, sahen sich in vielen Fällen außerstande, den Sinn der Kulthandlung auf eine einzige Deutung einzuzugrenzen.

Aus einer unserer ältesten Quellen, der sogenannten Didache